



Tim Wache

# VERLUST OHNE ABSCHIED

## IMPRESSUM

© 2024 Thüringer Hospiz- und Palliativverband e.V.  
Erste, limitierte Auflage

Druck: winterwork, Borsdorf  
Gestaltung: Martina Grimm  
Text: Tim Wache  
[www.deine-meilensteine.de](http://www.deine-meilensteine.de)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne ausdrückliche Zustimmung unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Namen der handelnden Personen sind zum Zwecke der Anonymität frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wären rein zufällig.

Wir danken dem Thüringer Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Frauen und Familie für die finanzielle Unterstützung.

»Die Würde des Menschen ist unantastbar.  
Sie auch im Sterben zu achten und zu schützen, ist  
Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.«

*Artikel 1 der Verfassung des Freistaats Thüringen*



# Inhalt

Prolog	9
Was, wenn das geschundene Herz nicht heilen will?	13
Das Schlimmste sind die Träume	43
Die weise Eule	69
Ein Herz wird nicht dement	91
Zwei Drittel Pech	111
In seinen Schuhen	139
Herzblut	171
Verrutscht	199
Draußen ist es nur von drinnen schön	219
Epilog	239



## Prolog

Es braucht Mut, dieses Buch zu öffnen.

Und, es braucht wahrscheinlich eine ganze Menge davon, es auch zu lesen.

Dass Sie diesen Zeilen dennoch Ihre Aufmerksamkeit schenken, wohlwissend, dass es sich um ein wahrlich unangenehmes Thema handelt, von dem auch Sie in vielfältiger Form betroffen waren, sichert Ihnen sowohl meine Hochachtung als auch meinen herzlichen Dank.

Wir müssen uns mit dem nun Folgenden auseinandersetzen. Auch wenn es schwer, bisweilen sogar unerträglich ist. Wir müssen aufarbeiten, was geschehen ist, um das eigentlich Wesentliche wieder in den Fokus zu rücken und eine Wiederholung der Geschehnisse zu verhin-

dern. Und, wir müssen uns klar werden darüber, dass Krisen wie ein Brennglas aufzeigen, was chronisch schief läuft in unserer Gesellschaft.

Im Rahmen eines Projektes des Thüringer Hospiz- und Palliativverbandes, besuchte ich im Frühjahr 2023 Menschen in Thüringen, die während der Pandemie jemanden verloren haben, ohne sich verabschieden zu dürfen. Und ich traf Menschen, die in dieser Zeit in Verantwortung standen und diese ganz unterschiedlich interpretierten.

Im Folgenden werde ich Ihnen von diesen Begegnungen erzählen, die mich zutiefst bewegten und über Monate hinweg bis in meine Träume begleiteten. Schilderungen, die mich fassungslos und wütend zurückließen, mir meinen Glauben an das Gute sowie meine Sprache nahmen. Aber auch Erzählungen, die mein Herz wieder erwärmten, mir den verlorenen Glauben zurückgaben und mich wahnsinnig rührten.

Ich werde uns dabei nicht schonen, weil dieses Buch keine kuschelige Decke sein kann, sondern viel mehr den Finger in die eigentliche Wunde legen muss – unsere gesamtgesellschaftliche Verantwortung.

Sie (werden) sehen, es geht im Kern um uns.

Als ich vor der ersten Begegnung aufbrach, hatte ich eine Menge Fragen im Kopf. Wie konnten wir zulassen, dass unbeteiligte Dritte trennen dürfen, was ein Leben lang zusammengehörte? Wie konnten wir nur aushalten, Menschen in den schwersten Stunden ihres Lebens allein zu lassen? Wer trägt eigentlich die Verantwortung für all das, was geschehen ist? Wer ist schuld? Und welchen Anteil haben wir?

Als ich drei Monate später nach der letzten Begegnung nach Hause kam, hatten sich all diese Fragen zu einer einzigen formiert:

Wo war unsere Menschlichkeit?



## Was, wenn das geschundene Herz nicht heilen will?

»Seltsame, seltsame Welt«, singt Alli Neumann und meint, »Alles, was du liebst, wirst du eines Tages verlieren.« Auch wenn mir diese Liedzeile sofort im Ohr bleibt, ihre bedeutsame Tiefe begreife ich erst, als ich mich gut drei Stunden später von Beate Heinrich verabschiede, wieder in mein Auto steige und etliche Kilometer lang über die Gesetzmäßigkeit nachdenke, dass überall, wo Sonne scheint, auch Schatten fällt. In gleicher Intensität. Oder anders: Warum nur folgt auf unendliche Liebe scheinbar gesetzmäßig unendlicher Schmerz, wenn man sie eines Tages verliert? Es könnte doch auch anders sein: Warum kann man nach einer erfüllten Liebe denn nicht besser loslassen, so wie man nach einem erfüllten Tag auch besser einschlafen kann? Fragen über Fragen.

»Manchmal, in den ganz dunklen Momenten, in denen der Schmerz so groß scheint, dass man gleichzeitig zu erfrieren und zu verbrennen droht und einen die Aussichtslosigkeit dessen erschlagen will, denke ich: Würde ich von vorn beginnen, würde ich mich niemals mehr so fest an einen Menschen binden. Allein aus der Angst, ihn wieder zu verlieren. Auf der anderen Seite stehen fast 50 Jahre liebevoller Gemeinsamkeit, beinahe ein ganzes Leben.«

Als Beate Heinrich ihren Mann Benno zum ersten Mal sieht, ist sie 17 Jahre alt und sitzt beim Jugendtanz am Tisch. Die Tür geht auf, ein blonder Bengel platzt erst in den Saal und dann in ihr Herz. Noch bevor er sie entdeckt hatte, sagte sie zu ihrer Freundin: »Siehst du den Blonden da? Den werde ich mal heiraten.«

Er gefiel ihr gut, außerordentlich gut. Im Laufe des Abends wurde sie auch von seinem Blick gefunden, er fasste sich ein Herz und lud sie zum Tanz. Einen Winter später heirateten die beiden,

bekommen im Laufe der Jahre zwei Söhne sowie eine Tochter und bauen sich ein gemeinsames Leben auf.

»Wissen Sie, wir waren immer zusammen. Es mag sich heutzutage vielleicht komisch anhören, aber wenn mein Mann da war, war ich zufrieden. Und andersrum war es genauso. Wir waren uns genug, mehr brauchten wir nicht. Als er mal wegen seinem Knie ein paar Tage ins Krankenhaus musste, da schrieb er mir jeden Abend – wir konnten uns ein Leben ohne einander gar nicht vorstellen.«

Gemeinsam gründeten Beate und Benno Heinrich eine Familie.

Gemeinsam bauten sie sein Elternhaus aus.

Gemeinsam zogen sie drei Kinder groß.

Wenn alle gemeinsam an einem Tisch saßen, schien das Glück gar nicht größer werden zu können.

»Mein Benno war kein Mann vieler Wort, sondern einer, der einfach gemacht hat. Einer, auf den man sich immer hundertprozentig verlassen konnte und mit dem es schön war, zusammen zu sein. Natürlich hatte er auch seine Ecken und Kanten und einen mächtigen Dickkopf, wenn es um seinen geliebten Fußball und die Schiedsrichterei ging, aber er war sein ganzes Leben lang ein toller Kerl und wir freuten uns so sehr auf unsere Rente.«

Über viele Jahrzehnte war er in der Wasserwirtschaft, sie in der Buchhaltung eines Krankenhauses tätig. Sie unternahmen gern etwas miteinander und verbrachten viel Zeit in der Natur.

»Mein Mann durfte zwei Jahre eher mit der Arbeit aufhören als ich. Er fragte mich dann immer, ob ich pünktlich Feierabend machen dürfte. Und wenn klar war, wann ich ungefähr nach Hause kam, dann wartete er meist schon in der Tür auf mich, hatte Kaffee gekocht und war

einfach froh, dass ich wieder da war. Drei Jahre waren wir anschließend gemeinsam in Rente; es war wunderschön, genauso wie wir es uns all die Jahre ausgemalt hatten. Und dann passiert sowas. Heute, fast zwei Jahre nach seinem Tod, frage ich mich noch immer: Wie soll man eigentlich weiterleben, wenn man nur noch halb ist und das geschundene Herz nicht heilen will?«

Auch wenn die Tränen ganz leise über ihre Wangen rinnen, schluchzt ihr Herz in diesem Moment so laut, dass ich es, ihr gegenüber sitzend, hören kann. Auf dem Tisch zwischen uns stehen Blumen neben einem Bild von ihrem Benno. Immer wieder im Laufe unseres Gesprächs sieht sie ihn Halt und Hilfe suchend an, ruft sich dann innerlich zur Ordnung und schaut, sobald sie fündig geworden ist, noch einmal zu seinem Bild, als würde sie ihm sagen wollen: Es geht schon, es geht.

»Mit einem Mal bekommen wir beide Corona. Eine Impfung gab es damals noch nicht und so erwischte es uns ganz schön heftig, mich sogar noch etwas schwerer als meinen Mann. Nach zehn Tagen, in denen wir teilweise wirklich auf allen Vieren die Treppe hochgekrabbelt sind, wurde es endlich besser. Auch das haben wir gemeinsam überstanden, sagte mein Mann schon. Klar, ein bisschen schwach auf der Brust waren wir noch, aber das Fieber war verschwunden und es ging uns insgesamt deutlich besser. Als wir schon zum Freitesten gehen wollten, bekam er urplötzlich, wirklich aus dem Nichts, einen ausgewachsenen Schüttelfrostanfall. Der Küchentisch wackelte, seine Zähne klapperten, es war ganz unheimlich. Erst wollte er keinen Notarzt, dann wurde es nachts aber so schlimm, dass ich doch einen rief. Die kamen ganz schnell, in voller Montur und wollten ihn mitnehmen. Das Krankenhaus, in dem ich fast mein ganzes Leben arbeitete, hatte in letzter Zeit einen ziemlich schlechten Ruf, mein Mann wollte dort nicht hin und so bat ich

die Ärztin, ihn in die nahegelegene Uniklinik zu bringen. Das ging jedoch nicht, die hatten wohl keine freien Kapazitäten und so musste er in das hier zuständige Krankenhaus.«

Beate Heinrich schaut auf den Boden, dann zu ihrem Mann.

»Wie er da so auf dem Stuhl saß, ehe sie ihn mitnahmen, so hilflos und voller Angst, das werde ich niemals vergessen. Diesen Gesichtsausdruck kannte ich gar nicht von ihm, er war ansonsten immer positiv. Er sagte dann noch, ich solle nicht weinen, er käme zurück, er wäre in einer Woche wieder da.«

An dieser Stelle unterbricht sie, vergräbt ihr Gesicht in ihren Händen und weint still und sehnsüchtig. Nach einer kurzen Pause stellt sich heraus, dass dies der letzte gemeinsame Augenblick nach 48 gemeinsamen Jahren war. Diesen Satz auszusprechen, lässt ihr Schmerz nicht zu.

»Ich kannte ja noch viele Leute dort, sie gaben ihm Sauerstoff und es hieß, ich könne ihn besuchen. Vor Ort sagte man mir dann, ein Besuch ginge nur mit Termin, also bekam ich einen für den kommenden Tag. Am nächsten Morgen rief ich an, erkundigte mich nach dem Befinden meines Mannes und wollte wissen, ob es bei dem Besuch am Nachmittag bliebe, da sagte man mir, er wäre auf die Intensivstation verlegt worden. Die Schwester legte ihm das Telefon dann ans Ohr und so konnten wir ein paar wenige Worte wechseln. Es sollten die letzten sein.

Von da an wurde es jeden Tag ein bisschen anders: An einem hieß es, er hätte Pudding gegessen, das wäre ein gutes Zeichen. Am nächsten Tag sagte ein Arzt plötzlich, er könnte nicht versprechen, dass mein Mann die Nacht überleben würde, er hätte eine Porzellanlunge, schneeweiß, die nicht mehr durchblutet wäre und ihre Arbeit aufgegeben hätte – ich solle mir keine großen Hoffnungen machen und stattdessen etwas essen,

nicht, dass ich noch ein Magengeschwür bekäme. Dieses Telefonat werde ich niemals vergessen. Als ich auflegte, dachte ich kurz, ich hätte fantasiert, hätte mir das alles nur eingebildet. Und dann sitzt man da und zittert und schläft nicht mehr und sieht seinen Mann hilflos in den Händen solch pietätloser Menschen.

Er überlebte die Nacht.

Von da an bohrte ich jeden Tag nach, ob eine Verlegung in die Uniklinik nicht doch möglich sei – nein, nein, nein. Ein wenig später wurde mir gesagt, das Blutbild sähe gut aus, es ginge voran. Dann meldete sich der Oberarzt, ein ganz netter, mitfühlender Mann. Er bat mich schleunigst ins Krankenhaus zu kommen, mein Mann sollte doch verlegt werden, dafür bräuchte es verschiedene Unterschriften von mir. Ich fuhr sofort los und stand wenig später plötzlich an seinem Bett in der ITS – ohne Test, ohne Montur, ohne alles. Ich konnte es gar nicht richtig fassen. Was die

ganze Zeit unmöglich war, ging urplötzlich und ohne jegliche Sicherheitsmaßnahmen. Ich stand an seinem Bett und durfte seine Hand nehmen. Es wirkte, als würde er schlafen, aber dann drückte er meine Hand zurück. Er hatte mich wahrgenommen, das konnte ich ganz deutlich spüren. Mehr hatte ich nie gewollt, einfach da sein, seine Hand nehmen, ihm Kraft geben und zeigen, er ist nicht allein.«

Mit einem Spezialfahrzeug mit eingebauter Herz-Lungenmaschine und geschultem Fachpersonal wurde Benno Heinrich anschließend doch in die Uniklinik gefahren. Niemand konnte seiner Frau sagen, warum. Und auch wenn die Leute damals hinter vorgehaltener Hand behaupteten, wenn im Krankenhaus bemerkt würde, jemand schafft es nicht, dann kommt er dorthin, weil sich kleinere Krankenhäuser im Vergleich zu einer Uniklinik keine hohen Sterbequoten leisten

konnten, so war sie doch froh und voller Hoffnung, dass ihrem Mann dort vielleicht besser geholfen werden könnte.

»Am selben Abend noch rief mich der behandelnde Arzt aus der Uniklinik an. Alle Zugänge mussten neu gelegt werden, der Körper meines Mannes wäre übersät mit Krankenhauskeimen. Wie konnte das sein? Wie konnte es sein, dass kurz zuvor ein ausgebildeter Arzt in einem Krankenhaus ein Blutbild als hoffnungsvoll und gut beurteilt und ein anderer keine 48 Stunden später von einem desolaten, lebensbedrohlichen Zustand spricht? All diese Dinge kann einem niemand erklären, keiner übernimmt Verantwortung. Man fühlt sich so unendlich machtlos.

Sie legten meinen Mann ins künstliche Koma und ich habe keine Ahnung, wie viel er von den fünf Wochen danach mitbekommen hat, ich hoffe so sehr, dass es nicht allzu viel war, denn es sollten die schlimmsten seines Lebens werden.

Organversagen.

Dialyse.

Jeden Tag gab es eine neue Horrormeldung.

Tubus im Mund.

Luftröhrenschnitt.

Ich finde keine Worte dafür.

Man sitzt wochenlang da, völlig hilflos, völlig ausgeliefert, kann nichts tun, nichts sehen. Ich habe jeden Tag überall Kerzen brennen lassen, ich habe gebetet und gebettelt: Lieber Gott, bitte lass ihn wieder nach Hause kommen.

Hätten wir ihn wenigstens besuchen dürfen, vielleicht hätte ihm das Kraft gegeben? Vielleicht hätte ihm das Angst genommen? Was muss er nur gedacht haben? Er muss so einsam gewesen sein, so allein, es bricht mir das Herz.«

Die Verzweiflung, der Schmerz in Beate Heinrichs Augen, überträgt sich. Selbst das Unverständnis und die sich daraus entwickelnde Wut kann ich inzwischen auch in mir sprudeln spüren. Ehe ich mich in der immer und immer wiederkehrenden

Frage verfange, wie es sein kann, dass Dritte trennen, was ein Leben lang zusammengehörte, fragt Frau Heinrich:

»Über mich kann man ja nun denken, was man will, aber wissen Sie, was mein Sohn gemacht hat?«

Ich weiß es nicht und verneine entsprechend, ohne ein Wort zu sagen.

»Er, seine Frau und die zwei Jungs fuhren jeden Sonntagmorgen um sechs Uhr zur Uniklinik, stellten sich mit dem Auto direkt vor die Intensivstation, um von draußen mit ihm zu sprechen. Sie erzählten ihm alles Mögliche, versuchten ihm Mut zu machen. Man ist so unendlich machtlos...«

Irgendwann kann Beate Heinrich nicht mehr. Im Hier und Jetzt hilft eine Pause und ein Tee; in der damaligen Situation übernehmen die Kinder fortan die Kommunikation mit den Ärzten.

An einem Samstagmittag ist sie bei ihnen zum Mittagessen eingeladen, endlich gibt es einen Lichtblick: Die Ärzte sagen, es geht aufwärts. Hoffnung entsteht, dass das Schlimmste abgewendet und die Talsohle durchschritten sein könnte. Essen kann Beate Heinrich dennoch nicht. Schon seit Wochen fühlt es sich falsch an, etwas zu essen, während ihr Mann von ihr getrennt ist und leidet. Am darauffolgenden Montag bekommt die Hoffnung noch mehr Futter: Die Sedierung soll gemindert, das Aufwachen eingeleitet werden. Den Glauben daran, dass ihr Mann das schaffen kann, hatte sie nie verloren.

»In derselben Nacht noch, Punkt null Uhr klingelt plötzlich das Telefon; man schläft ja ohnehin kaum, ich war sofort da. Ich sehe die Vorwahl und weiß, dass das nichts Gutes bedeutet. Man teilte mir mit, dass mein Mann eine schwere Blutvergiftung bekommen hatte, man nun eine Blutübertra-

gung versuchen werde, sein Zustand sehr kritisch sei und niemand wisse, ob er die Nacht überstehen würde.«

Beate Heinrich, eine kleine, zierliche Person, die dennoch den Eindruck vermittelt, einmal über eine große Menge Lebenskraft verfügt zu haben, hält inne, holt tief Luft und sagt dann ganz leise: »Das waren die schlimmsten zwei Stunden meines Lebens. Man sitzt da, mitten in der Nacht und ganz allein. Alles in einem nimmt überhand und man kommt doch nicht voran. Man möchte schreien und bekommt keinen Ton raus. Alles in einem will zusammenbrechen, bricht aber nicht, weil es gehalten wird von einem klitzekleinen Streichholz auf dem steht: Bitte, bitte lass es nicht passieren.«

Um 2.15 Uhr klingelt das Telefon wieder, das Streichholz bricht.

»Ich habe keine Ahnung, ob ich etwas gesagt habe und wenn ja, was. Ich weiß es nicht mehr. Es hieß, es geht zu Ende, wir könnten nochmal kommen. Warum darf man erst kommen, wenn es zu spät scheint, wenn sie denken, dass es zu Ende geht? Ich habe die Kinder angerufen, wir sind losgefahren. Auf der Intensivstation gibt es keine geschlossenen Zimmer, alles ist mehr oder weniger offen. Es war wie in einem Horrorfilm, überall lagen schwer kranke Menschen. Ihre Brustkörbe hoben und senkten sich durch Unmengen von Maschinen. Mitten in der Nacht führte man uns – ohne Schutzanzüge, ohne alles – durch diese gespenstische Stille, die nur durch das Piepen der Geräte gebrochen wurde. Vor einem dieser schwer kranken Menschen machten wir Halt.

Ich habe meinen Mann kaum erkannt.

Durch diese ECMO-Geräte wird das Blut mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den Körper gepumpt, dadurch platzen Adern, er hatte viele

Schnitte im Gesicht. Die Füße waren schwarz, die Finger waren schwarz, überall am Körper waren diese Schnitte. Er sah so mitgenommen aus, er muss so gelitten haben. Wenn wir, wenn wenigstens ich ihm hätte zur Seite stehen können. Er muss sich so verlassen vorgekommen sein. Der Mann, der immer alles für seine Familie getan hatte, der nie einen Augenblick zögerte, der stets zur Stelle war, wenn er gebraucht wurde. Der Mann musste, als er uns gebraucht hätte, all das alleine durchstehen. Ich meine, hat man nicht genau dafür auch Familie? Feiern kann man doch mit vielen, aber die schweren Stunden Seite an Seite, Hand in Hand durchzustehen – niemand kann etwas für diese Krankheit, aber das wurde uns genommen. Von wem? Mit welchem Recht? Mir vorzustellen, wie er sich dort gefühlt hat, ausgeliefert und allein, er muss uns so vermisst haben. Ihn dann dort liegen zu sehen, im Sterben, brach mir das Herz. Wirklich, es brach mein Herz

entzwei. Und es bricht im Grunde jeden einzelnen Tag seitdem, immer und immer wieder in immer kleinere Stücke.«

Kurz überlege ich, ob es etwas Tröstendes, etwas Sinnvolles zu sagen gibt. Nein.

Eine Weile halten wir einfach diesen Moment gemeinsam aus.

Dann sagt sie, stetig um Fassung ringend: »Das alles ist fast zwei Jahre her, es gab keinen einzigen Tag, an dem ich nicht geweint habe. Er fehlt mir so sehr und ich weiß gar nicht, wie man das aushalten soll, diesen Schmerz. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das noch einmal weggeht.«

»Aber Frau Heinrich, Sie halten es doch bereits aus. Sie halten es schon seit beinahe zwei Jahren aus. Und ja, wahrscheinlich wird dieses schlimme Gefühl, es aushalten zu müssen, niemals gehen. Es wird aber vielleicht Stück für Stück etwas hinzukommen.«

»Wissen Sie, es ist alles so verschleiert, erst war es Ohnmacht, jetzt ist alles so unwirklich. Und das, was bisher dazukam und stetig wächst, ist diese unglaubliche Sehnsucht. Man kann das ja keinem erzählen, Sie glauben gar nicht, wie manche Menschen darauf reagieren. Die einen sind entrückt – Sehnsucht in meinem Alter, was ich mir da einbilde; die anderen versuchten mir nach ein paar Monaten einen neuen Mann vorzustellen. Geht's noch? Die Leute sind überfordert mit schwierigen Gefühlen und das treibt einen ein bisschen in die Isolation. Dabei vermisse ich ihn einfach so sehr. Ich vermisse seine Anwesenheit, seinen liebevollen Blick auf mich. Ich vermisse seine merkwürdigen Gewohnheiten. Wenn ich da drüben im Sessel saß, dann ist er manchmal hinter mir lang und hat mir im Vorbeigehen ganz leicht über den Kopf gestreichelt. Ich mochte das eigentlich gar nicht, aber heute sitze ich manchmal da und spüre ihn hinter mir, spüre, wie seine Hand kurz meinen Kopf berührt. Ist das nicht verrückt?«

»Nein, das ist es nicht. Es ist genau das, was ich gerade meinte – wenn sich der Nebel lichtet, entsteht Platz für Erinnerungen, an denen man sich wärmen kann. Der Schmerz wird bleiben, aber ich habe das Gefühl, dass diese große Liebe daneben auch für eine tiefe Dankbarkeit und weiterhin innige Verbundenheit sorgen wird.«

»Ja, das wäre schön, auch wenn es, von hier aus betrachtet, schwer vorstellbar scheint. Er hatte immer so große warme Hände, die mir ein Glück waren, gerade an kalten Wintertagen, wenn wir mit roten Nasen glücklich und zufrieden durch die Natur stapften. Im Moment ist es aber ehrlich gesagt alles so schmerzhaft. Zwei Jahre und noch immer fällt der gleiche Schmerz auf mein inzwischen so wundes Herz. Ich frage mich, ob ein Begleiten, ein echtes und beidseitiges Abschiednehmen, all das erträglicher gemacht hätte. Wie gern würde ich nochmal mit ihm sprechen, nochmal in seine liebenden Augen sehen.

Manchmal lenke ich mich ab. Ich arbeite inzwischen zwei Mal pro Woche ehrenamtlich in der Lohnbuchhaltung des DRK. Es tut gut, sich aufzumachen, dort hinzufahren und ein paar Stunden an etwas anderes zu denken. Aber sobald ich auf dem Heimweg bin, wird es mit jedem Kilometer schlimmer. Dann wartet da das große, leere Haus mit seiner ohrenbetäubenden Stille. Die Hoffnung, klingt vielleicht auch wieder komisch, aber die Hoffnung, dass er doch zu Hause ist, oben auf mich wartet und ruft, wenn ich die Tür aufschließe, diese Hoffnung stirbt jeden Tag aufs Neue. Immer und immer wieder. Manchmal denke ich, ich werde verrückt, weil es so weh tut.«

Der Umgang mit Verlust, mit Trauer ist sehr individuell. Manche decken jahrelang weiterhin den Tisch, als wäre nichts geschehen. Andere haken zügig ab, das Leben muss ja weitergehen. Und dann gibt es Menschen auf der Suche nach Schuldigen, die sich mit Klagen und Gerichtsverfahren

in der Spur versuchen zu halten. Ablenkungsversuche unterschiedlicher Farben. Daran denkend sage ich:

»Ich finde, Sie sind eine mutige Frau.«

Beate Heinrich schaut ungläubig und fragend zu mir herüber: »Meinen Sie?«

»Ja. Sie sind eine mutige Frau, Sie stellen sich Ihren Gefühlen, Ihrer Trauer, gestehen sich Ihre Hilflosigkeit und Sehnsucht zu, das ist ausgesprochen mutig. Und, auch wenn man nicht jeden Tag für diesen Mut gemacht ist, bin ich ganz sicher, dass alles, was raus darf, drinnen weniger kaputt machen kann.«

»Es ist sehr nett, dass Sie das sagen. Und gleichzeitig kaum vorstellbar, dass Sie es auch so meinen könnten, wenn Sie sehen würden, wie schwer mir allein das Aufstehen morgens fällt. Vor einem halben Jahr etwa, habe ich das Federbett meines Mannes geholt, es bezogen und gemerkt, es riecht nach ihm. Seitdem habe ich es oben im Bett,

kuschle mich hinein, schließe meine Augen und denke mir, er wäre da. Es ist wunderbar, bis ich wieder aufwache.

Mein Mann stand immer vor mir auf und begrüßte den Tag, kochte Kaffee und rief dann nach oben: Das Frühstück ist fertig! Und wenn ich nicht gleich kam, stand er bald in der Tür und fragte mich, ob ich denn heute gar nicht aufstehen möchte. Ich liebte seinen Frohsinn, er war dem Leben zugewandt und immer zuversichtlich.

Früher wohnten hier mein Mann und ich, seine drei Brüder und seine Eltern – alle nebeneinander und sehr gesellig. Und wenn es etwas zu feiern gab, wurde ein großer, langer Tisch aufgestellt. Alle waren da und es wurde gesungen und gelacht. Bei jedem Fest stand Bennos Vater um Punkt null Uhr auf, gab dem Schifferklavierspieler ein Zeichen und sang das alte Wolgalied:

Hast du dort oben vergessen auf mich?

Es sehnt doch mein Herz auch nach Liebe sich.

Du hast doch im Himmel viel Engel bei dir,

Schick doch einen davon auch zu mir.